

skolast

fahrende skolast: südtiroler hochschülerzeitung

bozen, oktober 1961

6. jahrgang nr. 4



Fallmerayer

100 Jahre

nach Fallmerayers Tod

Jacob Philipp Fallmerayer, geboren am 18. Dezember 1790 zu Tachobtsch bei Brno, Studium in Erlangen, dann in Salzburg und Landshut. Als bayerischer Leutnant im Feldzug gegen Napoleon, dann Professor in Landshut. Mehrere Reisen in den Orient, zahlreiche historische Schriften, die sich um die Erforschung des Orients, des Spanischen, Russischen, des arabischen Zeitalters, Morgenland-Abendland bemühen. 1838 Berufung an die Münchener Universität als Nachfolger von Joseph Görres, im gleichen Jahr Abgeordneter an der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Nach dem Scheitern dieser Versammlung Anklage wegen Hochverrats, Flucht in die Schweiz. 1848 Amnestie und Rückkehr nach Bayern. 26. April 1861 Tod in München.

Das sind die Stationen eines Lebens, das im Auf und Ab einer bewegten Zeit nicht außerhalb dieser Zeit stand, sondern ihr und ihren Anforderungen mit Mut und Hingabe begegnete, ja selbst den Affront gegen sie nicht schonte. Fallmerayer konnte das, weil er, als Historiker, Politiker, Publizist, seine Zeit nicht als isoliertes sah, sondern im Kreuzungspunkt von Vergangenheit und Zukunft. Als Historiker wollte er um das Fortwirken alter, nur scheinbar abgelebter Menschheitsvorstellungen auch noch so gegenwärtigen Geschehen um das „Archeologische“ im Hier und Jetzt. Doch der, wiewohl historisch präformierte, Mensch geht allweil in Richtung Zukunft, mit der Erforschung des Vergangenen und der Analyse des gerade Bestehenden war es nicht getan, Fallmerayer ging es auch und nicht zuletzt um Prognose. Und diese Verbindung von wissenschaftlicher Akribie im Studium des Gewesenen und voraussehender Schau des Kommenden konnte am fruchtbarsten werden bei der Untersuchung des die ganze Geschichte durchziehenden, nach Ernst Jünger „Besten und letzten der großen Gegensätze“, des Gegensatzes von Orient und Okzident, in heutiger Formulierung: von Ost und West. Hier gelaugen nun Fallmerayers Einsichten und Erkenntnisse, die noch heute von höchster Aktualität sind und deren Schärfe und Heilsicht es gestatten, ihn in die Nähe eines Tacqueville (seines Zeitgenossen) zu rücken. (Wenn wir erfahren wollen, was alles wir Menschen unserer Tage zu historischer Intuition, zu universal-geistesgeschichtlichem Wis-

sen, an spekulativer Zusammenschau der Dinge eingebüßt haben, das Beispiel Fallmerayers ist lehrreich.)

Fragmente der Gegenwart

Auszüge aus dem Werk Fallmerayers

Die meisten Leser wissen, wie das alte Rußland der Zarikfürsten mit seiner ganzen normannisch-slawischen Kultur unter Zucht und Herrschaft der goldenen Horde vollkommen abgestorben, aus dem Moder der Mongolen-Khane aber das gefürchtete Rußland unserer Tage als eine neue, von der Vorseit völlig unabhängige Schöpfung hervorgegangen ist. Dieses Rußland leuchte vor bald dreißig Jahren und berechnet nüchtern sein Haben und Sollen, während die Völker des Okzidents für die „klassischen Hellenen“ schwärmten und beifol von scholastischen Reminiszenzen alle gesunde Politik verließen und an die Auferstehung der alten Republiken von Athen und Sparta glaubten. Die Russen! Die Russen! rufen heute die einen aus Furcht, die anderen in freudiger Hoffnung, alle aber im dunkeln Vorgefühl, daß die Lösung der großen, gesellschaftlichen Frage und die Regierung der europäischen Zukunft überhaupt nicht mehr von uns selbst abhängt, sondern in die Hände unserer östlichen Dränger gegeben sei. Aber wer sind die Russen? Was wollen sie? Was bringen sie, diese Halbbarbaren, deren jugendliche Kraft

richtigkeit und der echten Staatskunst einzuordnen und den Schwind der Aufregung auf ewig zu verschließen, aus Bosheit aus Kälte oder aus Torheit vernachlässigt und durch unvollständigen Gebrauch einer allmählichen Gewalt alle die Uebel und das Unheil verschuldet, das seit jener unglückseligen Zeit über Europa gekommen ist und noch kommen wird. Ein weißes, glückliches und gerechtes Regiment findet man nur in der Fabelwelt; in der Wirklichkeit war es noch niemals da und viele zweifeln sogar, ob ein so großer Segen unser Menschen, wie wir sind, je auch nur möglich sei. Daß ein tüchtiges und rechtsichtiges Verhältnis über unser Geschick waltet, wurde erst in jener unglückseligen Epoche den meisten klar.

Wenn die Zeichen der Zeit nicht alle trügen, gehört die nächste Zukunft in Europa und Asien den Slawen an; nicht etwa in dem Sinne, daß die Völker dieser Erdteile auf einmal Knechte einer finstern Weltmonarchie und die freien Länder germanischer und lateinischer Zunge willenlose Satrapien des aufstrebenden Reiches Moskovien würden. Seitdem man in Europa durch gemeinsame Kraft das Joch fremder Herrschaft zerbrochen hat, ist einerseits die Liebe und das Bedürfnis vaterländischer Freiheit so tief und so unaussprechbar in den Herzen der Völker eingedrungen, andererseits aber auch bei den Fürsten Sinn für Gerechtigkeit und Achtung fremden Gutes in einem solchen Grade erstarkt, daß mit der Macht auch der Wille, die Ordnung des Weltalls zu stören, auf viele Menschenalter verschwunden scheint. Allein bewegungslose Ruhe mit einem Fortleben isolierter Glückseligkeit liegt weder in der Natur des europäischen Staatenbundes noch der menschlichen Dinge überhaupt; auch ist eine tatsächliche und zu jeder Zeit standhaft eingehaltene Gleichheit unter Individuen, wie unter Völkern, eine anerkannte Unmöglichkeit.

Fallmerayer

in Europa so höflich gepriesen ward in jenem Kampfe, aus dem sie als Sieger über Napoleon hervorgegangen sind? ... Die Russen wissen zwar, daß sie zu Hause selber Knechte sind, glauben deswegen aber doch nicht mehr an einen freien Okzident, ja sie meinen sogar, daß Europa selbst ohne ein freies Rußland niemals die Freiheit erlangen könne. Das Wort ist zwar kühn, besonders den kleinen und kurzzeitigen Mäkten gegenüber, welche jetzt in Europa überall als Staatsmänner und rettende Paladine die Geschäfte führen. Für die Zeitgenossen des großartigen Aufschwunges von 1812 bis 1815 aber hat Anonymus nicht zu viel gesagt. Oder war etwa nach Napoleons Fall und nach dem ersten Pariser Frieden das Schicksal dieses Weltteils und gewissermaßen des ganzen menschlichen Geschlechts nicht einige Monate lang in der Hand des Kaisers Alexander? Man hat aber, wie wir alle wissen, den kurzen, günstigen und gewiß nie mehr wiederkehrenden Augenblick, Europa nach den Grundlagen der Ge-

Deswegen gab es, so weit die Kunde rückwärts reicht, in jeder Weltperiode einen Zentrallebenspunkt, sei es Idee oder materielle Macht, um welche — als sichtbaren Repräsentanten einer bald strafenden, bald mit väterlicher Hand lenkenden Providenz — freiwillig oder notwendig sich alles öffentliche Wirken bewegt. Nicht die Menschen selbst in ihrer Weisheit, sondern eine höhere Ordnung, eine unsichtbare Macht teilt die Rollen aus, und es liegt auch nicht in der Willkür der Nationen, einer durch providentielle Verfügung auferlegten Bestimmung zu entfliehen.

Fallmerayer

Mehr als siebzig Millionen Menschen slawischen Stammes wohnen im russischen Reiche, in Preußen, Sachsen, Oesterreich und in der Türkei — Jahrhunderte lang zerstreute Glieder, aber heute durch den Glanz des vornehm-

Fallmerayer

zen, an spekulativer Zusammenschau der Dinge eingebüßt haben, das Beispiel Fallmerayers ist lehrreich.)

P. S. Fallmerayer ist bei uns nahezu unbekannt. Man sollte sich hierzulande mehr darum bemühen, unserer Jugend Gestalten von seinem Format nahezubringen, als sich darauf zu beschränken, aus der Südtiroler Vergangenheit vor allem Weiden mit mehr militärischen Weitten herauszustellen. Sicher könnte J. Ph. Fallmerayer einer wachen Jugend von heute eher als Vorbild dienen, weil er ein

Kein Schaden ohne Nutzen

Die Bomben, die dieses Jahr in Südtirol krachten, haben nicht nur Hochspannungsleitungen zerstört und die Fremden von unserem Land abgehalten. Sie haben dem Volk Wunden geschlagen, die tiefer gehen und schwerer heilen. Masten kann man wieder aufbauen, Leitungen kann man neu legen und dem Fremdenverkehr kann man durch geeignete Maßnahmen wieder auf die Beine helfen. Die Toten kann man nicht wieder aufwecken, den Familien der Verhafteten das Leid nicht ausreden, zerstörtes Vertrauen läßt sich nicht einfach einschalten wie unterbrochener elektrischer Strom, und wie man das auf beiden Seiten reichlich gesäte Unkraut des Hasses wieder ausrotten soll, das wird man wohl die politischen, journalistischen und politischen Zauberlehrlinge vergebens fragen.

Trotzdem kann man auch Lichtblicke sehen. Zunächst sind das Einsichten, die sich nach dem Wort „Durch Schaden wird man klug“ zu verbreiten beginnen. In allen Lagern hat die Terrorwelle eine gewaltige Ernüchterung gebracht und gezeigt, wie gefährlich es heute ist, den nationalen Gedanken zum innenpolitischen Trumpf zu machen anstatt zum Ausgangspunkt für eine ehrliche, zukunftsweisende, auch die Rechte der Minderheit und größeren Interessen des Volkes respektierende Aufbauarbeit. Geistige Bequemlichkeit, partikuläre Machtpolitik, Demagogie, Verkennung der politischen Gegebenheiten und der mit dieser verbundenen Gefahren konnten und können nicht zu einer Lösung führen, im Gegenteil... Daß wir aber eine solche brauchen oder wenigstens den Ansatz einer solchen Lösung, sieht man heute klar. Man spricht offener denn je über die gemachten Fehler, übt Kritik an Personen und Konzeptionen, die bisher als unantastbar galten, überall verbreitet sich die Ueberzeugung, daß man vieles anders machen sollte.

Aus solcher Auseinandersetzung kann mancher gute Gedanken, kann auch echtes Verständnis für die Gebote des Augenblickes und der Zukunft erwachsen.

Positiv zu bewerten ist im besonderen, daß das Südtiroler Volk und seine politische Führung sich von den Ereignissen nicht hat überrumpeln und mitreißen lassen. Damit ist die schlimmste Gefahr für die Einheit der Volksgruppe fürs erste gebannt. Denn eine äußerste Bedrohung dieser Einheit bedeutete es doch, daß sich eine Gruppe von der verantwortungsbewußten Führung los-

sagte und -- wohl unter dem Einfluß gefährlicher Bundesgenossen -- auf eigene Faust handelte.

Nachdem wir gesehen haben, was es heißt, in diesen unruhigen Zeiten zum Spielball internationaler Politik zu werden, wird ein Grundsatz klar: Südtiroler Politik ist zuerst und vor allem Sache der Südtiroler. Nicht daß wir ohne Bundesgenossen auskommen könnten; doch nur wenn die Südtiroler selbst über das Wünschenswerte, Erstrebenswerte und Erreichbare völlige Klarheit besitzen, können sie sich verlässliche, treue Bundesgenossen zur Unterstützung ihrer berechtigten Ansprüche gewinnen. Einheit tut im gegenwärtigen Augenblick mehr not denn je. Aber sie ist zu erreichen durch objektive politische Aufklärung und Toleranz -- das Volk muß in einer Demokratie eine gewisse politische Reife erwerben, gute Ideen können aus allen Kreisen kommen. Die Einheit muß sich vor allem in der Lösung konkreter Lebensprobleme, besonders sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Natur bewähren und bekräftigen. Diese können ja nie rein machtpolitischen Ueberlegungen geopfert werden, ohne daß gefährliche Gärungen entstehen.

Hier stellen sich vielfältige und dringende Aufgaben auch den Südtiroler Hochschülern. Wir kennen sie seit langem: Vertiefung des politischen Wissens durch Studium und Diskussion, Suche nach dauerhaften realistischen Lösungen, Verbreitung realistischer Anschauungen in den Gemeinschaften, in die ein jeder hineingestellt ist.

Die Südtiroler Akademiker, die aus der Hochschülerschaft herauswachsen, bringen vielleicht eben für diese Herstellung einer Einheit in Freiheit nicht die schlechtesten Voraussetzungen mit. Sie kennen einander und sind gewohnt, daß gemeinschaftliche Geschlossenheit der akademischen Freiheit keinen Abbruch tut. Sie haben gelernt, über oft heftigen persönlichen Differenzen das Gemeinsame zu sehen.

Der Augenblick ist kritisch in dem Sinne, daß jetzt eine Entscheidung fällt. Es muß eine Entscheidung zu Europa, zu abendländischer Gesittung, zur Anerkennung des Rechtes auch des Schwächeren sein, nicht aber eine Barbarisierung der politischen Methoden und eine Rückkehr zu Anschauungen, die in Südtirol und Europa bereits genug Unheil angerichtet haben. Ein Klärungsprozeß ist im Gang, Würde er auf allen Seiten ehrlich betrieben, so könnten wir hoffen, daß auf die Dauer der Nutzen den Schaden der bedauerenswerten Ereignisse aufwiege und überwiege. tr-

sten und begabtesten Zweiges zum Bewußtsein gemeinsamen Lebens erwacht -- während das Abendland ständbar erradelt und mit seinen eigenen Elementen im Kampf, mehr als je einer kompakter Gegenkraft bedarf, um Zerfall und allgemeine Verflüchtigung der Geister zu hemmen. Kraft und Gegenkraft war von jeher das Gesetz für alles politische Leben, und der Unterschied zwischen heute und ehemals beruht in der Weltgeschichte großenteils auf Umfang und Masse der in den Kreis der beiden rivalisierenden Weltkräfte hineingezogenen Länder und Nationen..

Erkläre man die Sache wie man wolle, sehe man in der Slawenpolitik unserer Tage noch so viel selbstsüchtiges Treiben, noch so viel Herrsch-

Fallmerayer

sucht und irdisch gemeinen Schmutz. In der Tiefe dieser Volksbewegung lebt dennoch als Haupttriebkraft eine religiöse Idee, der ewige Fronkampf demütigen Christenglaubens gegen die gemüthlose Tyrannei der Vernunft. Und da die westlichen Nationen nacheinander zu den Fahnen der letztern schwören, erhebt sich am Ostrand des lebensvollen Welttheiles ein Koloß glaubensbegeisterter und klug gelenkter Menschen als Gegengewicht und Hemmschuh des stolzen unwälzenden Sinnes der abendlichen Welt. So viel ist indessen auch dem Befangenen klar, daß der uranfängliche und unausgleichbare, durch Alexanders Genie und durch die römischen Legionen vorüber-

Fallmerayer

gehend verletzte, aber durch die Erbauung Konstantinopels und durch das Testament des Theodosius, wie durch die Kirchendisziplin eines Photius und Cärlarius gesetzlich und auf ewige Zeiten ausgesprochene politische und religiöse Widerspruch zwischen Orient und Okzident mit dem Aufblühen eines großen Slawenreiches seine Vollendung und gleichsam welthistorische Gestaltung erhalten müßte. Noch liegen zwar die einzelnen Gliedmaßen des großen Körpers in getrennter Wirksamkeit über der ganzen Osthälfte Europas vom Mittelmeere bis Nowaja Semlja zerstreut; aber kann man leugnen, daß sie alle in einer lebendigen Gärung sind und, von einer homogenen Bewegung ergriffen, sich unwillkürlich näher rücken, daß heute, wie nach jener großen Wasserflut:

vetus hamor ab igne
percaluit solis, caenumque udaeque
paludes intumuerunt aestu...?

„Und vom Feuer der Sonne erglüht die Erde, die alte weithin und die quelligen Sümpfe sangen die Glut.“
Ovid)

„Ist nicht nasse die moderne Kunst?“ — Unter diesem Titel erschien in der Ulstein-Bücherei, Band Nr. 295, ein Büchlein von John Anthony Thwaites, worin versucht wird, die Anliegen moderner Kunst und Gestaltung aufzudecken. Lohnt es aber überhaupt, sich mit diesem Problem zu befassen? Die Frage scheint berechtigt, zumal sich Kritiker und Künstler der verschiedensten Stilmittel und Standpunkte bedienen, sich gegenseitig befehdend und sogar jeglichen Kunstwert absprechen. Aber diese Streitigkeiten sind so alt wie die Kunst und die Kritik selbst. Modern oder traditionell? Können wir absichtsvoll abwarten, bis sich die Entscheidung so oder so ergibt, etwa wie bei einem Fußballspiel, bei dem bald die eine, bald die andere Mannschaft in Führung liegt? Nun, Kunst als Ausdruck, als Kristallisation, als Spiegel der Gegenwart ist eben kein Fußballspiel, das unabhängig seinen Lauf nimmt; bei diesem Spiel spielen wir alle mit und es geht um mehr, als um einen sportlichen Sieg.

Es gibt mancherlei, was man moderner Kunst entgegenhalten kann. Die üblichen Kritiken beschränken sich vielfach aber darauf, irgend einen vorrückten „Künstler“ oder dessen Werk zu zitieren, um dann alles „Modernes“

in Bausch und Bogen zu verwerfen. Oder man erzählt sich allerlei Anekdoten — etwa daß das Bild eines malenden Affen als hohe Kunst primiert wurde —, man versucht die Werke lächerlich zu machen und mit einem vornehmenden Urteil wegzufahren. Da sich tatsächlich eine große Zahl von zweifelhaftesten Künstlern einer pseudo-abstrakten Malweise bedient, um ihr Unvermögen zu verbergen; da man rarer annehmen muß, daß nur ein Bruchteil dessen, was sich als moderne Kunst ausgibt, als Kunst anerkannt werden kann; aus all dem ergibt sich eine nicht unbeträchtliche Verwirrung und Ratlosigkeit; anderseits ergibt sich die Notwendigkeit einer kritischen Haltung, eines sicheren Urteils. Wöher sollen wir aber diese Haltung, das sichere Urteil haben?

Es ist wahrscheinlich einfacher, man beschäftigt sich mit den alten Meistern, deren Kunstwert sicher ist und über die es einführende Literatur mit guten Reproduktionen im Ueberflus gibt. Was hier über unser Verhältnis zu den modernen bildenden Künsten gesagt wird, gilt in ähnlicher Weise auch für die moderne Dichtkunst und Musik. Wozu sich beispielsweise mit Zwölfen- und Elektronenmusik abquälen, wenn wir uns viel besser mit Bach und Beethoven zurechtfinden? Nichts gegen Bach oder Beethoven oder gegen die alten Mel-

ster der Malerei und Plastik — aber gerade ihr Beispiel zeigt uns, wie oft sie mißverstanden wurden, weil sie sich mit den Problemen ihrer Zeit auseinandersetzten, weil sie nach einem neuen Ausdruck suchten. Und darum geht es eigentlich; einen neuen Ausdruck für eine neue Zeit zu finden! Neue Zeit? Nun, man braucht nur die neuen Gebiete nennen, die sich durch die Naturwissenschaft eröffnet haben, die Welt des Mikroskopes beispielsweise, dann der Weltraum, mit den unendlichen Ausmaßen... und das ist Natur, nicht minder wirklich, nicht minder schön und wert, dargestellt zu werden. Aber wie? Wie soll ein Künstler beispielsweise das Phänomen „Menschliche Darstellung“, das in unsere Mitte eingebrochen ist als eine neue Größe, die von vielen als feindlich empfunden, von anderen als der neue Gott gepriesen wird? Die Welt des Atoms; wie stehen wir dazu und welche neue Formen und Modelle ergeben sich daraus? Die Reihe der neuerschlossenen Gebiete, der neuen Probleme ist nicht mehr zu übersehen; Psychoanalyse, Massengesellschaft, Weltraumfahrt, Ubersoundgeschwindigkeit... und dann sind unsere Augen viel schärfer geworden; durch Elektronenmikroskope, durch Röntgenstrahlen vermögen wir in Weiten vorzudringen, die bisher höchstens geahnt wurden. Alldings

moderne gestaltung: sinn oder unsinn?

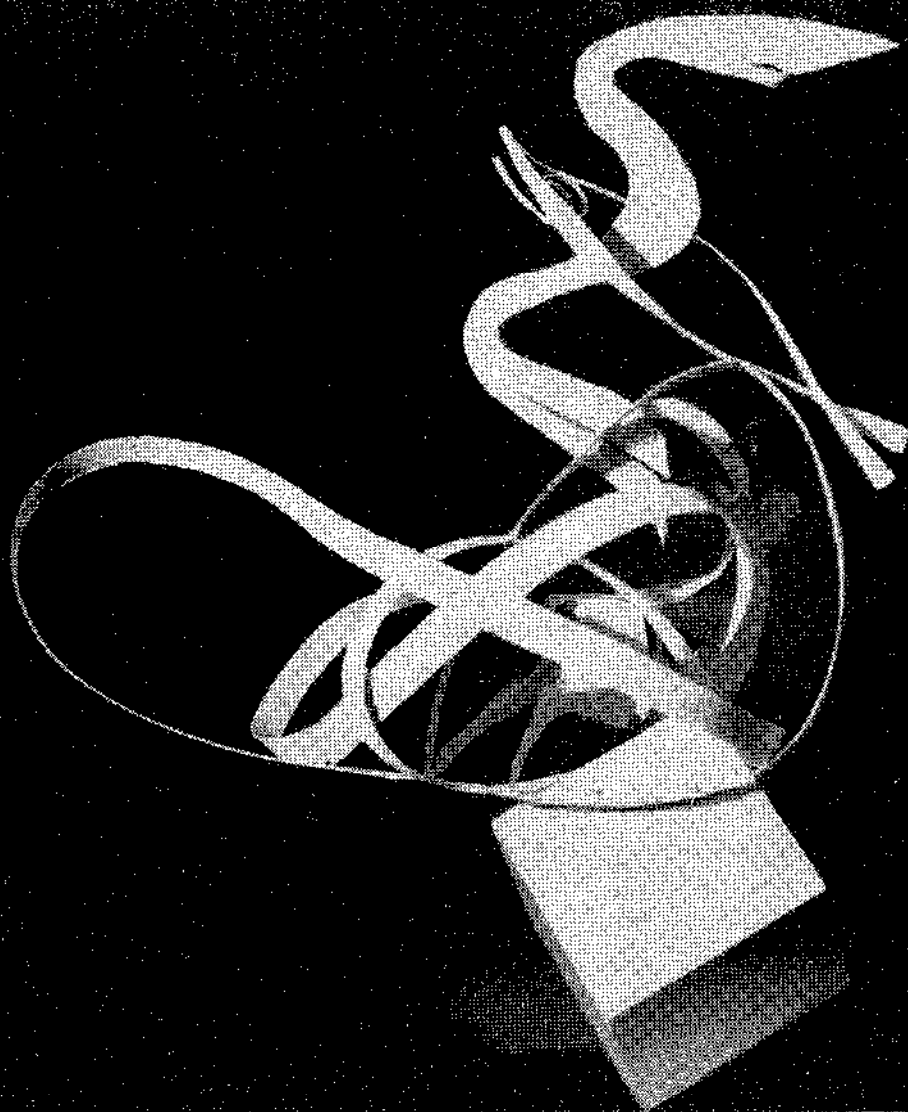
titelbild: liebende

von luis s. stecher

bild rechts: alpine fauna

von karl weis

text: hans wielander



haben auch die Zerstörungsmittel in ihrer Entwicklung nicht auf sich warten lassen: die geradezu apokalyptische Angst vor dem Atomtod, vor den bakteriologischen, chemischen und anderen Waffen läßt wohl manchen Künstler eine Sprache finden, die mit „Schönheit“ im üblichen Sinne wenig gemein hat und auch nicht haben kann. Als eben dieses „Ahnen“ einmal der neuen mikro- und makroskopischen Welt, zum anderenmal aber der menschlichen Weltangst vor der Zerstörung, hat man oft Bilder moderner Künstler zu erklären versucht. Sicher ist, daß sich jene Künstler mit den Problemen der modernen Naturwissenschaft, der modernen Gesellschaft, der Industrialisierung usw. befaßten und zwar oft mit bewundernswerter Konsequenz. Raum, Zeit, Bewegung, atomare Struktur — alles wurde bewußt zum Thema der Darstellung gewählt. Wer diesen Aufgaben und Versuchen moderner Kunst Rechnung trägt, wird ihr nicht mehr so hilflos und ablehnend gegenüberstehen. Aus dem Bemühen um Ausdruck und Aussage des mehr denn je unstrittigen Welt- und Menschenbildes wird die verwirrende Anzahl von Richtungen (Expressionismus, Impressionismus, Kubismus, Futurismus, Surrealismus, Dadaismus usw.) erklärlich. Das Kunstschaffen der letzten 80 Jahre

hat große Kunstwerke hervorgebracht, vor allem aber Anfänge und Möglichkeiten aufgedeckt, die zu erkennen und zu ergreifen unsere Chance ist.

Die beiden Plastiken von Südtiroler Künstlern, die hier als Beispiel moderner Gestaltung abgebildet wurden, sollen vor allem zur Diskussion anregen: was denkt man in unserem Lande von moderner Kunst und welche Wege werden beschränkt? Wie steht es mit unserer Kunstkritik? Die Frage geht weiter und soll auch auf andere offene Fragen verweisen: gibt es überzeugende Gesichtspunkte in der Gestaltung unserer Umwelt, unserer Architektur und Innenausstattung? (Was wird gegen die Überfüllung unserer Häuser mit geschmacklosen Fertig-Einrichtungen und „Stilmöbeln“ unternommen?) Haben wir nicht einen „Anti-Italien-Komplex“, der uns vor allem Modernen zurückerschrecken läßt, weil wir darin fälschlicherweise eine Italicisierung unseres Landes befrüchten? Moderne Architektur hat mit Italien nicht mehr zu tun, als etwa mit Frankreich, Deutschland, Brasilien oder Australien. Und wenn schon; warum sollen wir nicht gültige Formen, auch wenn sie von Italien kommen, annehmen, sind wir doch ein Land, in dem sich Nord und Süd treffen! Mit dieser Haltung verraten wir

unser Land ebensowenig, als jene ihm helfen, die unsere Tradition durch verkrampte Nachahmung früherer Bauformen verkitschen. Manche unserer alten, vielbewunderten Bauernhäuser und Edelsitze — beispielsweise im Ueberetsch — wären nicht denkbar, hätten sich unsere Vorfahren gegen die Bauelemente der Renaissance gewehrt, nur weil sie eben aus Italien kam. Aber mehr als Italien könnte uns beispielsweise die Schweiz mit ihren üblichen Voraussetzungen Vorbild für die Lösung moderner Bauprobleme auf dem Lande und in der Stadt sein. Unser tirolischer Stil ist, mit wenigen Ausnahmen, ein bedauerliches Mißverständnis des alten Tiroler Hauses und Hofes; die Bausünden der Neugotik, Neurenaissance und der Neuromanik ergänzen wir nun mit einer „Neutirolik“. Damit wird unserer Heimat ein schlechter Dienst geleistet!

Es gibt Bauelemente in der Tiroler Bautradition, die zeitlos, ja geradezu klassisch sind und wir sollen uns auf sie besinnen; gleichzeitig aber müssen wir der modernen Architektur gerecht werden. Nicht für starre Formen wird man uns anerkennen, sondern dafür, daß wir uns um eine neue Gestaltung bemühen. Allein mit dieser Haltung wird es möglich sein, uns auch kulturell als Volk durchzusetzen!

LESEÜBUNG

Zwei Worte kaum
schon bin ich wund,
das eine schafft den Raum,
das andre tut Unendlichkeit kund.

Es lockt mich dies zu fassen
und jenes nicht zu lassen.
Doch hab ich dies,
hat mich jenes schon verlassen.
Beginn ich letzteres zu lassen,
wird mir erstres zum Verließ.

Wenn auch das letztere das Erste war
und Letzte doch und gegenwärtig
immerdar,
so ist das erstre doch der Stamm
vom Baum
und wieder vom Kleide nur der Saum.

So zwischen Sicherheit und Zweifel
will's mich lassen nimmer los:
wird dieser nicht den Meißel,
wird jene nicht den Schimmer los.

Zwing ich so die Endlichkeit ins Weite
schafft sich Unendlichkeit den Raum —
wächst mir diese ins Unübersehbar
Breite,
faß ich jene kaum.

Lorch

Ich habe erkannt
Rosen und Sand,
Immer gebannt
Such ich das Land.

Irgend etwas ruft
Raben oder Mohn,
Ich weiß nicht und
Such es schon.

Lorch

Denkst du dir die Fläche tief:
O aufgeschreckte Felsenwand!
Rasch ergreift sie deine Hand —
Aufgeschreckt verbleibst du fluch.

Denkst du dir die Höhe hoch:
O traumberlorner Meeresstrand!
Rasch erobertst du das Land —
Angeschwemmt versinkst du tief.

Denkst du dir den Raum hinweg:
O Wiederseh'n mit Sternen!
Rufst du Worte her aus Fernen —
Astschmal ist der Steg.

Lorch

Sterne im November

Nächtens kriecht das nasse Blei
blauer Nebel auf den Kreuzen.
Lange rollt ein Rabenschrei
rostig durch den Winterweizen.

Stiller sind die Stuben noch,
seit die goldne Welt verrohte.
Weißt du wie der Regen roch
und die runden, braunen Eröte.

Rot der Mund zur Wunde schweigt.
Längst beziehen, was zum Zeihen.
Ernst und gut ein Alter geigt.
Traumhaft hebl es an zu schneien.

Wie verzaubert wächst der Wald.
Weither höllt der Welt Getriebe.
Ich will heim, Herr, rath mich ab.
O mich schreckt der Schrei der Liebe.

Warn das Salz der Tränen brennt,
Gestern müßten wir noch fragen.
Seltsam, wenn dich keiner kennt,
stilt dich deine Sterne tragen.





Ich rei die asphaltblauen Rappen
und bin bei den Helden in Feuer.
Ich führe die Lanze im Wappen,
die Leier, den Vollmond, das Feuer.
Schaut zu mir ihr allklugen Knappen,
daß ihr im Sattel gut sitzt.
Laß ich die Lyra erklingen,
die Zunge zur Lanze gespitzt.
Zur Rechten blüzt blendendes Wort.
Doch Pegasus schweigende Schwingen
flügeln mich wolkenwärts fort.
Wesen und Wahrheit in rauen
Atraunenhainen zu schürfen,
wo Helden noch weinen dürfen.
Der blaue Rappe dorrt.
Die Vollmondfeuer tauen.
Schon wail ich auf wunschweißem
Schimmel
mit wehenden Haaren zum Himmel.
Leiern lachen im Licht.
Die Lanze im Wappen zerbricht.

Wein nicht Freund, weil's Winter wird.
Wir sind alle Waisen,
die durch dieses arme Land
in ein reiches reisen.

Laß die Vogelzüge ziehn.
Warte weis und stille.
Wenn es Zeit zum Abschied wird,
walte Gottes Wille.

Neigt sich die Novembernacht.
Grau die Krähen kreisen.
Wein nicht Freund, weil's Winter wird.
laß uns lang verreisen.

graphik: pegasus
von luis s. stecher
lyrik: Lorch
und
luis stephan stecher

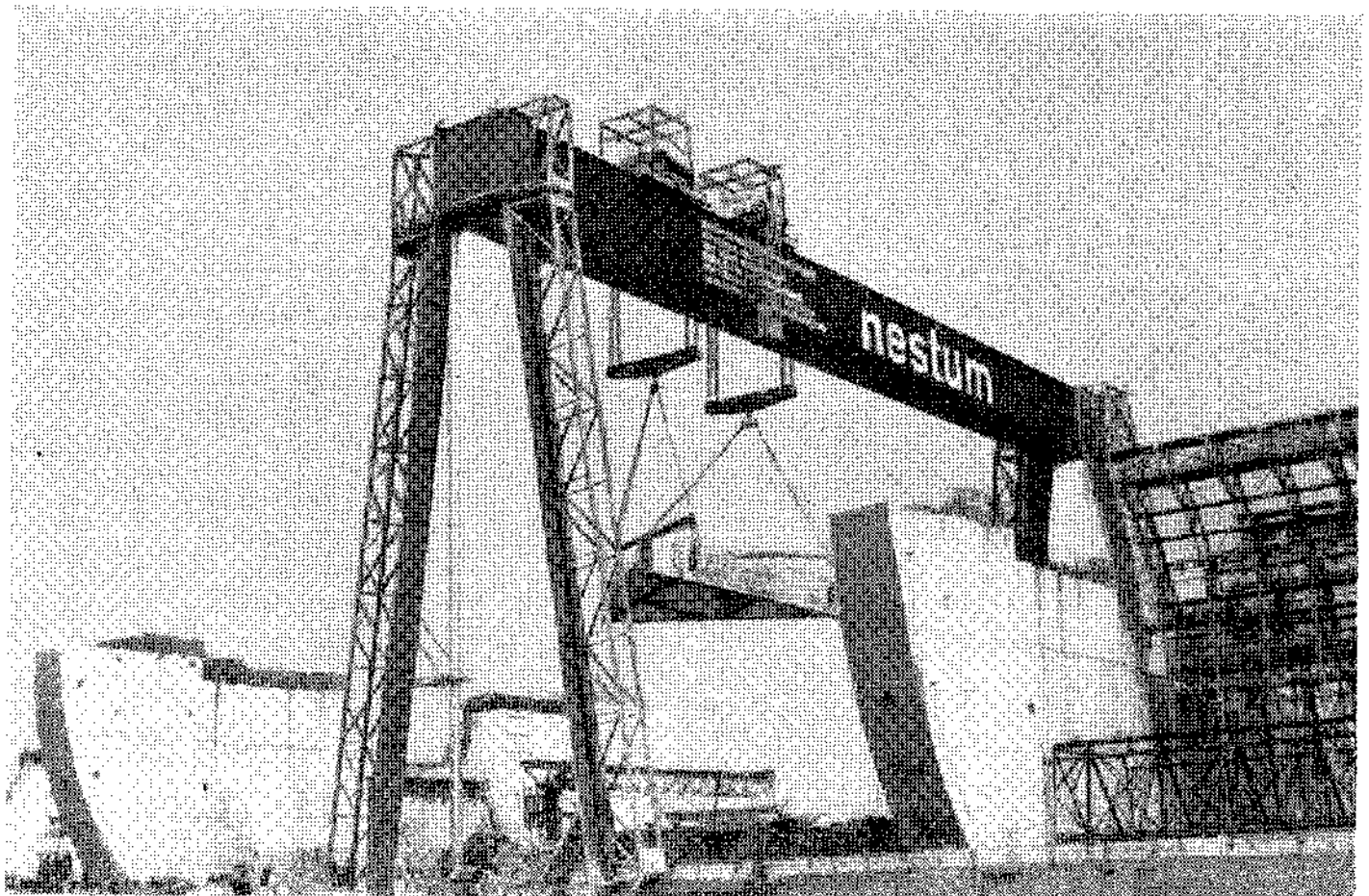
Nicht jedes Volk hat Grund im Überfluß, auf dem es sich entfalten kann. Oft ist der Raum zu klein oder aber gefährdet von allerlei Naturgewalten. Vor den Gefahren der Naturkräfte zu schützen den Lebensraum zu vergrößern und zu verbessern, ist die älteste und wichtigste Aufgabe des Ingenieurs. Obwohl die Anliegen überall ähnlich sind, stellt die Natur der Ingenieur in jedem Land vor andere Aufgaben. Wie sehr verschieden diese Aufgaben sein können, wurde uns im Laufe einer Exkursion der Technischen Hochschule Graz vor Augen geführt, die uns in ein Land brachte, das extrem andere Verhältnisse aufweist, als sie bei uns anzutreffen sind. In unserer Heimat muß der Bauer seine Erde vor Wildbächen, vor Austrocknung, vor Abrutschen und anderen Gefahren schützen. Viel Mühe verwenden die Bauern unserer steilen Bergäcker, um die abgerutschte Erde wieder hinaufzubringen und viele schwierige Bauten müssen errichtet werden, um den Lauf der Wildbäche, aber

sieht man auch, daß nur ein Teil der Küste durch natürliche Dünen gehalten wird, während der Rest (eine Länge von 900 km) durch Dämme gegen das Meer hin verteidigt werden muß.

Um solche Dämme bauen zu können, mußten sich die Holländer zuerst mit den Eigenheiten des Meeres auseinandersetzen. In erster Linie interessiert hier die durch die Gravitationsfelder des Mondes und der Sonne hervorgerufene Gezeitenbewegung. Die mittlere Amplitude (Höhendifferenz zwischen Ebbe und Flut) derselben beträgt im mittleren Teil der Küste 1,60 m, steigt im Süden unter dem einengenden Einfluß des Aermelkanals jedoch bis 3,60 m. Es genügt aber nicht, die Dammhöhen auf diese alltäglich auftretenden Fluthöhen auszuliegen. Es muß vielmehr auf gelegentlich auftretende Sturmfluten Rücksicht genommen werden. In seiner Geschichte hat Holland etwa drei größere Sturmfluten in jedem Jahrhundert zu verzeichnen. Diese Hochwas-

scheinlichkeit von einmal in zehntausend Jahren eine Überschreitung von einem Meter). Oder mathematisch richtiger ausgedrückt: Für ein Hochwasser von einem Meter über dem von 1953 besteht in jedem Jahr die Wahrscheinlichkeit von einem Zehntausendstel. Als Höhe der Dammkrone ist heute diese Höhenmarke als ausreichend festgelegt worden.

Während im Norden des Landes die Schutzdämme einschließlich des 30 km langen Abschlußdammes der Zuidersee der oben genannten Bedingung entsprechen, ist im Süden zur Zeit ein Projekt größten Ausmaßes in Ausführung. Im sogenannten Deltagebiet (von Rotterdam bis an die belgische Grenze) sah man davon ab, die alten Dämme, die die sehr starke Gliederung der Küste mitmachen, zu erhöhen und zu verstärken. Man ging vielmehr dazu über, eine neue Verteidigungslinie zu bauen, die alle Buchten abschließt. Auf diese Weise erreicht man einerseits eine wesentliche Verkürzung



auch der Flüsse zu regulieren. Während die Aufgaben bei uns sehr vielfältig sind, sodaß sogar jeder einzelne Bauer in manchen Belangen sein eigener Techniker ist, können in Holland Schutzbauten nur durch die ganze Gemeinschaft mit Erfolg errichtet werden. Während das Gebirge jeden für sich zum Kampfe fordert, zwingen die Gefahren des Meeres zur Zusammenarbeit des ganzen Volkes.

Ein großer Teil der Niederlande liegt unter dem mittleren Meeresspiegel. Bei genauerer Betrachtung der Landkarte

serfluten sind aber nicht alle gleich hoch, so daß es theoretischer Überlegungen bedurfte, um eine bestimmte Höhe für die Dämme festzulegen. Bereits nach dem Hochwasser von 1926 wurden solche Untersuchungen angestellt. Das Meer ließ den Ingenieuren aber nicht Zeit, die Erkenntnisse in Bauwerke umzusetzen. Das Jahr 1953 brachte ein folgenschweres Hochwasser. Nach diesem Katastrophenjahr zeigten neue Untersuchungen, daß auch das Hochwasser von 1953 noch überschritten werden kann (mit der Wahr-

der Dammlinie, andererseits werden die Buchten zu Süßwasserseen umgewandelt und können so ähnlich wie im Norden das IJsselmeer (ehemalige Zuidersee) für weite Landflächen das Wasser zur Bewässerung liefern. Ein Teil dieser Seen kann später auch trockengelegt werden. Einen dritten Grund für die Errichtung der neuen Dämme bildet die Tatsache, daß die alten zum größten Teil bebaut sind und ihre Erhöhung das Niederreißen einer Unmenge von Hafenanlagen und Wohnbauten erfordern würde.

Die Ausführung der Dämme stellt den niederländischen Ingenieuren große Aufgaben. Die erforderlichen Massenbewegungen sind sehr groß, da ja die Dämme durch ihr Eigengewicht dem Wasserdruck standhalten müssen. Sie können nur durch großen Maschineneinsatz bewältigt werden. Zur Beförderung wird fast ausschließlich der Wasserweg verwendet. Zur Materialgewinnung kommen dementsprechend schwimmende Sandbagger zur Anwendung. An einer einzigen Stelle wird die Dammlinie durch ein Schleusenbauwerk durchbrochen, das zur Bewältigung der Hochwasser des Waales (südöstlicher Rheinarm) erforderlich ist. Es besteht aus 17 Wehrländern mit einem Achsabstand von je 60 m und wird so wohl auch eines der größten Schleusenbauwerke der Erde. Für den Bau desselben, das in trockener Baugrube erfolgt, wurde ein unregelmäßiger Damm geschüttet

LEISTUNG

DURCH

GEMEINSCHAFT.

DELTAPLAN

VON

HANS TORGGLER

und so eine künstliche Insel im Meer geschaffen. Ein Haupterschwerens für die Errichtung der Dämme bildet die Gezeitenströmung. Besonders knap vor dem Abschluss eines Dammes kann die Spünnung so "breitend" werden, daß sie dem sehr weichen Meeresboden aufwühlt.

Trotz aller Schwierigkeiten kann aber heute bereits als voraussichtlicher Termin für die Beendigung der Arbeiten das Jahr 1978 angegeben werden. Ab diesem Zeitpunkt werden die niederländischen Ingenieure rasen können, wir haben alles getan, was in unserer Macht liegt, um eine Wiederholung der Katastrophe von 1958 zu verhindern. Ein Beispiel großartiger Zusammenarbeit!

WORTWECHSEL

Angeregt durch den Beitrag „Politik: ungenügend“

Demokratie oder Diktatur: eine Entscheidung scheint insbesondere uns Europäer selbstverständlich, heute wenigstens, und Zeitungsartikel in Ost und West vermeiden es, die Regierung ihres Landes der Diktatur zu „beziehen“, wäfen aber, umr beflissener der anderen Hälfte von, unter diktatorischen Verhältnissen zu leben. Diese Flucht ins Demokratische bewirkt eine Verzerrung der Werte beider Regimesformen zu Gunsten des Demokratischen und dagegen möchte ich Stellung nehmen. Demokratie oder Diktatur, beide wirken sich oft entscheidend auf die politische Handlungsfähigkeit, die Wirtschaft und die Sozialstruktur eines Volkes aus, ob fördernd oder hemmend, das kann nicht in jedem Fall eindeutig festgestellt werden.

Ein Versagen der Demokratie erleben wir in fast allen Entwicklungsländern. Brasilien, ein Land der unbeschränkten Möglichkeiten wie die USA und die UdSSR, verschwendet und verpaßt seine Möglichkeiten auf Grund einer unangebrachten demokratischen Ordnung. Im Kongo feierte die Demokratie ein ganzes Jahr hindurch ein großartiges Requiem zur eigenen Reichenstau und der ganze Südamerikanische Kontinent ist heute Sozialbank und Tummelplatz ausländischer Kapitalien (USA) und subversiver Bewegungen (UdSSR), ohnmächtig, eine eigene Linie zu verfolgen. Juanjo Quadros, eine demokratische Schwenggebur mit diktatorischer Vaterschaft mußte aurreten. Dagegen steht nun Cuba, eine Insel unter anderem und bis vor kurzem ein Anhängsel der USA, das durch die Diktatur innerhalb sehr kurzer Zeit die politischen Gegensätze zwischen Ost und West zu seinen Gunsten, wenigstens vorläufig, auszuspielen wußte. Die fidelisten bilden schon heute einen beachtenswerten Teil des südamerikanischen Parteimosais. Aber das beste Beispiel einer erfolgreichen Diktatur gab uns die UdSSR seit 1917 und andere Beispiele könnten angeführt werden. Wir schaden unseren demokratischen Bewußtsein nicht, wenn wir diese Erfolge diktatorischer Art anerkennen; ja, nur so können wir die wirklichen Werte der Demokratie behaupten, wo es sie zu verteidigen gilt, sonst würde uns die Geschichte selbst der Lüge überführen. Welches sind nun die Voraussetzungen einer Demokratie?

Auf sozialen Gebieten sind eine verhältnismäßig gute Bildung der breiten Masse notwendig sowie das Bewußtsein der Rechte und der Pflichten eines jeden.

Wirtschaftlich muß ein gewisser Entwicklungsstand erreicht sein, um ein optimales Funktionieren einer Marktwirtschaft zu ermöglichen. Solange nämlich das Land auf einer unterentwickelten Stufe steht, ist die Planung und ein autoritäres Wirtschaftssystem weitaus geeigneter, um die Wirtschaft zu entwickeln. Eine autoritäre Wirtschaftsführung wieder wird sich auch auf die politische Führung auswirken und mehr wird eine solche Wirtschaftsführung erst durch eine politische Diktatur ermöglicht (UdSSR, China, Frankreich).

Politisch müssen genügend Autorität vorhanden sein, um ein demokratisches Parteiensystem aufzubauen und zu erhalten, welche Kräfte zum Großteil heute noch z. B. den Afrikanern fehlen.

Die Schlussfolgerungen ergeben sich von selbst. In wirtschaftlich unterentwickelten Ländern wird die Diktatur eine geeignete Regierungsform sein, insbesondere wenn auch die sozialen und politischen Voraussetzungen einer Demokratie nicht gegeben sind. Hochentwickelte, gesättigte Wirtschaftssysteme können durch eine Demokratie gut geleitet werden, aber auch hier müssen noch bestimmte Bedingungen erfüllt sein.

MERANER HOCHSCHULWOCHEN

(aus der Eröffnungsrede des Präsidenten der Südtiroler Hochschule)

Eine Hauptaufgabe des Studenten an der Universität liegt sicherlich darin, sich ein breites und gut fundiertes Wissen über die erwählten Fächer anzueignen. Ferner ist die wissenschaftliche Methode ein wichtiges Ziel, um sich damit den Zugang zum Wissen zu öffnen, um weiterforschen und überhaupt wissenschaftlich arbeiten zu können. Das Hauptziel und der Endzweck des Universitätsstudiums aber ist das Wissen um die geistigen Grundlagen der jeweiligen Gegenwart: Was sind die Kräfte und Motive, die den Menschen zu seinem Fahren bewegen? Wie steht er zur Gesellschaft, wie zur Politik, wie zur Kunst? Und endlich: Wie steht er zur Religion und was denkt er darüber?

Wir leben in einer agebilden so materialisierten und zur Masse gewordenen Gesellschaft, in der es wenig Raum für geistige Werte gibt. Abgesehen davon, daß fast jede Zeit über sich selbst klagt und ähnliche Vorwürfe schon seit Jahren erhoben worden, stehen wir vor der Tatsache einer weitverbreiteten politischen, wirtschaftlichen, sozialen Abhängigkeit, so daß wir mehr denn je gezwungen werden, uns Rechenschaft zu geben über die geistigen Kontroversen und Auseinandersetzungen der Gegenwart. Sich in diese geistigen Kontroversen jedweier Art aktiv einzuschalten und nach einem klaren und selbstständigen Urteil zu ringen, ist vordringlichste Aufgabe des Hochschülers und Akademikers.

Wir müssen das Geschehen um uns herum zu durchschauen und zu begreifen versuchen, um zum geistigen Leben der Gegenwart ein angemessenes Verhältnis zu bekommen. Wir als Studierende haben die Möglichkeit, den verschiedensten Fragen auf den Grund zu gehen und da wir die Möglichkeit haben, haben wir auch die Verpflichtung.

Unser Verständnis soll für die großen religiösen Bestrebungen, für das politische Leben geweckt werden, für das künstlerische Schaffen der Gegenwart und für die neuen Denkperspektiven, die sich aus den modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und dem technischen Fortschritt ergeben haben und zur Stellungnahme herausfordern. Wir sind oft nur zu schnell bereit, etwa die moderne Kunst aus einem gewissen Vorurteil im Rausch und Bösen zu verwerfen, wobei wir damit oft nur unsere Katholizität zu verbergen versuchen.

Die heutige Kunst zwischen Künstler und Gesellschaft zu überbrücken wird gerade für uns Studenten zur Aufgabe, weil wir durch unsere Jugend eher zur Annahme und zu vorurteilsloser Auseinandersetzung bereit sind. Auch hier gilt es, also auf dem Gebiete der Kunst die geistigen Grundlagen herauszuarbeiten und wir hoffen, daß zwei Vorlesungen diesem Thema gewidmet werden. Wenn die Kunst wesentlich der Spiegel der jeweiligen Zeit ist, dann wird auch mit dem Studium dieser Kunst ein Verständnis der Aufgaben unserer Zeit wachsen. Was wissen wir von unserer Zeit? Welche geistigen Strömungen sind bestimmend? Ja, man könnte oft die Frage stellen: Sind wir auch „Zeitgenossen“ unserer Zeit? Welches sind die geistigen Grundlagen unserer Gegenwart?

Robert Tapscott

Die Erwartung im Artikel „Politik: ungenügend“ über den hohen Anteil autoritärer Elemente war deshalb zum Teil unbegründet und die Frage Demokratie oder Diktatur falsch gestellt.

Klaus Peter Heiß

Leichte Streuung von Weiblichkeit

Dieser Artikel erschien in der Zeitschrift *STUDENT IM BILD*, Illustrierte für Studierende Nr. 12, 5. Jahrgang, Juli 1961, Autorin: Mechthild Andreas.

Der Professor einer englischen Universität war als Gegner des Frauenstudiums bekannt. Er begann jede Vorlesung mit der Anrede: „Gentlemen“, und übersah die Mädchen grundsätzlich. Da schlossen sich die empörten Studentinnen zusammen, beredeten die Kommilitonen bis auf einen, der nächsten Vorlesung fernzubleiben. Der Professor betrat den Hörsaal, schaute ein wenig konsterniert den einzigen Mann inmitten der zahllosen Mädchen an und sagte: „Sir!“

Ein Märchen? Das war einmal. Gibt es denn heute auf der Universität noch eine derartige Frauenfeindlichkeit? Gewiß nicht in diesem Maße. Aber schauen wir uns doch einmal um. Studentinnen sehen wir in allen Hörsälen. Aber wo finden wir einmal eine Dozentin, oder sogar eine Professorin?

Etwas mehr als 4 Prozent der ordentlichen und außerordentlichen Lehrstühle sind mit Frauen besetzt. Die Ablehnung gegen die wissenschaftlich arbeitende Frau scheint also doch nicht ausgestorben zu sein.

Hans Anger hat in seinem Buch: „Probleme der deutschen Universität“ außerordentlich interessante, teils lustige, teils groteske Interviews über das Thema: Universität und Frau zusammengestellt. Warum studiert nach Meinung der meisten Professoren und Dozenten ein Mädchen überhaupt? Ein Jurist antwortete kurz und bündig: „Die Studentinnen suchen einen Ehepartner und hören auf zu studieren, wenn sie einen gefunden haben. Als ich Student war, sagte man dasselbe.“

Für diesen Juristen gibt es also nur den Typ, der nach zwei Semestern strahlend nach Hause schreibt: Studienziel erreicht, habe meinen Doktor. Viele Professoren sprechen den Studentinnen jede echte Studienabsicht ab und reden abfällig vom „standesgemäßen Heiratsmarkt.“

Ähnliche „Ersatzmotive“ suchen andere Dozenten bei der Studentin. „Wenn sie nicht hübsch genug ist, um mit Sicherheit Heiratsaussichten zu haben, geht sie auf die Universität. Das zeigt sich daran, daß wir nur sehr wenig hübsche Studentinnen haben.“

Ein Philologe schränkte die Aussagen seiner Kollegen ein wenig ein und sagte mit Emphase:

„Sie kamen auf keinen Fall nur, um hier einen Mann kennenzulernen. Es waren alle prachtvollen Mädels, die ich kenne.“ Es gibt allerdings auch Hochschullehrer, die von den ernsthaften Studienabsichten der Mädchen überzeugt sind.

„Die Mädchen sind noch eher etwas idealistischer. Sie suchen Befriedigung in einem Beruf, wenn sie nicht heiraten.“ Nur 22 Prozent billigten den Frauen die gleichen Studienmotive zu wie den Männern. Alle anderen sahen in den Studentinnen nur Mädchen, die sich die Zeit bis zur Ehe überbrücken, um dann ihrem Ehemann an Ausbildung und Bildung gleichzukommen. Oder sie stempeln Studentinnen zu etwas lächerlichen höheren Töchtern, die „aus eigener Torheit oder durch Torheit ihrer Eltern so was wie Kunstgeschichte studieren oder allerlei schöngeistige Dinge treiben, um dann später doch als Tippsen in einem Büro zu landen.“

Gibt es zuviel oder zu wenig Studentinnen? Die Antworten sind aufschlußreich. Wieder überwiegt die negative Bewertung. Ein Naturwissenschaftler: „Das regelt sich ganz von selbst. Es sind weder zuviel noch zuwenig. Wieviel gibt es denn überhaupt? ... Was sagen Sie, 20 Prozent? Doch so viele? Das ist ja schrecklich! Aber die heiraten doch wieder weg. Sie sind nur eine unnütze Belastung der Universität.“

Ein Mediziner: „... Wenn jeder Student dem Staat schon so viel Geld kostet... und die Studentinnen nachher doch wegheiraten, dann gibt es eigentlich doch zu viele.“

Finanzielle Probleme spielten bei den Antworten überhaupt eine große Rolle.

... denn: das Studium kostet Geld, auch für den Staat und ist verloren, wenn sie dann heiratet.“

Kraß materialistisch sah ein Philologe die Lage:

„In meiner Sparte gibt es mehr Mädchen als Buben. Das ist nicht zu viel, die kommen alle an. Auf die ganze Zahl übersetzt sind es zuviel. Das führt zu einer Proletarisierung der führenden Schicht. Die meisten kommen auch ohne Studium genauso weit.“

Sehr verbreitet ist die Meinung, daß die Studentin den Staat nur Geld kostet, ihm aber wenig nützt, da sie ihren Beruf als Frau später doch nicht ausübt. Daß eine Akademikerin ihren Mann auch anregen, in seiner Entwicklung fördern, schließlich die Ausbildung der Kinder weitgehend beeinflussen und unterstützen kann, bedeutet wohl nichts?

Komisch klang die Antwort eines Theologen, der „eine leichte Streuung von Weiblichkeit glücklich für den Lehrbetrieb“ fand. Aber auch er äußerte schwere Bedenken gegen die Berufsaussichten aller Mädchen, die nicht Lehrerinnen werden wollen. Ebenso überheblich wie altmodisch lehnte ein Wirtschaftswissenschaftler das Frauenstudium ab:

„Ich würde sagen, zu viele... Ich bin konservativ, für die Familie; ich bin auch dagegen, daß Akademikerinnen Akademiker heiraten.“

Die Studienmotive sind also nach Meinung der Hochschullehrer bei Studenten und Studentinnen verschieden. Wie steht es aber mit den Leistungen? Sind die Studentinnen ihren Kommilitonen in Geist, Fleiß und Begabung ebenbürtig? Oder sind sie nur attraktive „Weibchen“, die den Männern den Kopf verdrehen wollen? Die Antworten variieren außerordentlich. Ein Mediziner, bemerkenswert objektiv:

„Tja, ich habe keine ausgesprochenen Leistungsunterschiede feststellen können. Frauen sind im Durchschnitt fleißiger. Die Schlußleistungen sind bei beiden Geschlechtern wohl gleich. Ein

Teil Männer ist nachlässig und faul. Spitzenleistungen fast nur bei Männern. Guter Durchschnitt fast immer bei den Frauen.* Immer wieder werden Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Studentinnen hervorgehoben.

„Die Studentin ist meist besonders fleißig, sie leistet darum in bloßen Gedächtnisdingen mehr als der Student, aber wenn es auf das Wesentliche ankommt, kann sie nicht mehr mit.“

„Der Unterschied ist da. Die Jungen sind vielseitiger und gelenkiger in ihrem Verstande, aber vielleicht bilden wir Männer uns das nur ein. Aber die Studentinnen sind fleißiger.“

Den Mädchen wird meist Originalität, abstraktes Denkvermögen abgesprochen. Entscheidend an der letzten Aussage des Theologen scheint mir der Satz zu sein: „Aber vielleicht bilden wir Männer uns das nur ein.“ Viele Hochschullehrer wollen um jeden Preis einen Leistungsunterschied zwischen den Geschlechtern entdecken. Und wer sucht, der findet. Wie ist sonst die widerspruchsvolle Meinung eines Philologen zu verstehen?

„Die meisten Referate sind bei uns von Studentinnen gehalten worden. Sie sind fleißig, nehmen auch zusätzlich Arbeit auf sich. Aber ein wesentlicher Unterschied war doch nicht feststellbar. Vielleicht: Studentinnen haben trotz größeren Fleißes geringere Fähigkeiten.“

Groteske Antwort. Aus den besten Referaten versucht man auf Umwegen geringere Fähigkeiten abzuleiten. Was würde der Professor wohl sagen, hätten Studentinnen die schlechteren Referate gehalten?

Trotzdem: Im Examen schneiden Mädchen und Jungen meist gleich ab. Nach Meinung der Hochschullehrer ist aber das Mädchen dem Jungen unterlegen an Denkfähigkeit, Kritikvermögen, Intelligenz, schöpferisch-produktiven Fähigkeiten, Phantasie, Initiative, wegen es ihn an Fleiß, Lernerfolg, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit, Gedächtnis, Lernfähigkeit, Rezeptivität übertrifft. Sollen echte Urteile, die auf Erfahrung beruhen, meist krasse Ur-

teile. Ein ernstes Problem wird ins lächerliche gezogen.

„Wenn sie hübsch sind, sind mir die Mädchen sehr angenehm. Die meisten sehen allerdings aus, als ob sie ihren Beruf verfehlt hätten, — sie sehen aus wie Dienstmädchen...“

Wenn die Studentinnen schon so negativ beurteilt werden, wie steht es dann erst mit Dozentinnen?

Da gibt es zuerst die patriarchalischen, selbstherrlichen Männer, die die Frauen in die Küche verbannen wollen. Ein Mediziner antwortete lächelnd: „Weil der eigentliche Beruf der Frau, Frau und Mutter zu sein, ist. Alles andere ist Notbehelf, wesensfremd. Ihrer Natur nach will die Frau mehr geborgen sein, als große und öffentliche Aufgaben übernehmen.“

Hochtrabend und überheblich spricht man von der „Natur des Weibes“, dem „schöpfungsbedingten Unterschied“, ja sogar der „Inferiorität“ der Frau. Ein Theologe war fest davon überzeugt, daß Geistigkeit Privileg der Männer ist.

Ein Dozent:

„Weil Frauen nicht denken können. Oder schreiben Sie besser, weil das abstrakte Denken der Frau nicht so eigen ist, und weil die Ausbildung erwachsener Männer ihr nicht liegt.“ Sehr klar und deutlich drückt sich in manchen Haltungen ein „männliches Ressentiment“ aus:

„Es gibt noch viel zu viele. Das ist eine Modeströmung, ganz merkwürdig. Früher war ein Professor ganz etwas Hohes. Die Distanz hat sich gemindert. Man kann geradezu von einer Akademisierung des Lebens sprechen. So kommen Frauen auch schon auf die verrückte Idee, Hochschullehrer zu werden. Es gibt aber auch gute Frauen.“

Ein Kommentar erübrigt sich wohl. Interessanter und aufschlußreicher sind schon die Aussagen, die konkrete Unfähigkeiten der Frauen betreffen. Zunächst die gleichen, nur noch verschärften Argumente, gegen die Studentinnen hinzu treten Mängel an physischer Kraft und „Robustheit“, an pädagogischer Wirksamkeit, Überzeugungs-

kraft, Autorität, an Ausdauer und Willenskraft. „...die Arbeit des Hochschullehrers ist Schwerarbeit, die robuste Kräfte erfordert, das Gewicht der Persönlichkeit, Stimmstärke. Das geht über die Kräfte einer Frau hinaus.“ Und was ist mit den Lehrerinnen? Ist es wirklich leichter, eine wilde Schulklasse zur Reason zu bringen, als erwachsene Studenten? Ein Naturwissenschaftler bemühte sich um Objektivität.

„Ja, kann sein... Moment mal... der Grund dafür dürfte wohl der sein, daß die Überzeugungskraft einer vorragenden Frau nicht so groß ist wie bei einem Mann. Das soll kein Werturteil sein, sondern nur einfach eine Erfahrungstatsache.“

Stellen wir uns einmal eine Schauspielerin vor. Wirkt sie etwa nicht überzeugend, in einem großen Monolog etwa? Welcher Mann käme auf die Idee, die Königin Elisabeth von einem Mann spielen zu lassen?

Aber es gibt noch Professoren, die sich reuig an die Brust klopfen und von Voreingenommenheit, Vorurteilen gegen Hochschullehrerinnen sprechen.

„Vieles ist auf die Sturheit der männlichen Hochschullehrer zurückzuführen. Das ist überhaupt in Deutschland so im Vergleich zu anderen Ländern. Das ist zweifellos eine Schwäche. Ein Riesenkapital, das nicht verwendet wird. Vielleicht ein Minderwertigkeitskomplex des Mannes.“

Ebenso scharf verurteilt ein anderer Ordinarius seine überheblichen Kollegen. „Ihre Einstellung ist nur aus der vollkommen ungerechtfertigten Abneigung unserer Führungsschicht gegen weibliche Berufsarbeit überhaupt zu erklären, insbesondere bei den Berufen, die als sehr qualifiziert gelten.“

Es gibt gewiß zahllose Frauen, die nur Mutter und Frau sein wollen, die weder Fähigkeit noch Ehrgeiz haben, Wissenschaftlerin zu werden. Und das ist gut so. Aber zeugt es nicht von außerordentlicher Euphorie, echte und große Begabungen nicht anzuerkennen? Werden die großen selbstherrlichen Männer in Zukunft von ihrem Thron steigen und auch Frauen als ebenbürtige Menschen anerkennen?

jeder

Hochschüler, der seinen Studienort gewechselt hat, ist gebeten, dem Sekretariat seine neue Adresse mitzuteilen.

bilder

Die Teilnehmer an der Kunstausstellung während der Meraner Hochschulwochen werden gebeten, ihre Bilder im Büro der Südtiroler Hochschülerschaft in Bozen abzuholen.

druckfehler

Konnten in der Nummer 3 des „Fahrenden Skolasten“ leider nicht alle verbessert werden. Im Aufsatz „Jugendlichkeit als Ideal“ von Prof. Dr. René König lese man auf Seite 2, Spalte 2, Zeile 3: „... waren alternde Matronen...“ (nicht Matrosen). Auf derselben Seite, Spalte 3, letzte Zeile lese man „... formlosere“ (nicht formlosen).

V. artikelwettbewerb

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt in Verbindung mit dem Landesauschuß Bozen einen Artikelwettbewerb mit folgendem Thema aus:

„Mein Hochschulort“

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L. 15.000

2. Preis: L. 10.000

3. Preis: L. 5.000

und drei weitere Preise zu L. 5.000.

Einreichetermin 25. November 1961.

mitarbeiter

des „Fahrenden Skolasten“ werden gebeten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, wemöglich maschingeschrieben an das Pressereferat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, oder an Pressereferenten Hans Wielander, Hann, Mechenstraße 6, zu senden.

IV. fotowettbewerb

Die Südtiroler Hochschülerschaft schreibt den IV. Photowettbewerb aus und zwar

mit freiem Thema.

Es werden Schwarzweißbilder und Diaspositive getrennt bewertet. In jeder Kategorie kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L. 3000

2. Preis: L. 5000

3. Preis: L. 3000

4. und 5. Preis: L. 2000.

sängerwettstreit

Zur Förderung des geselligen Singens und zur Pflege des Volksliedes, namentlich des Tiroler Volksliedes, veranstaltet die Südtiroler Hochschülerschaft zu Weihnachten anlässlich ihrer Vollversammlung ihren zweiten Sängewettstreit.

Zu singen ist ein Pflichtlied (das den Hochschulorten noch bekanntgegeben wird) und zwei freie Lieder, davon ein Volkslied.

Die zahlenmäßig starken Hochschulgruppen können mehrere Chöre bilden, zahlenmäßig schwache können sich zusammenschließen. Die Chöre werden aus den aktiven Mitgliedern der Hochschulgruppen gebildet, d. h. aus jenen Südtiroler Hochschülern, die im Studienjahr oder Wintersemester 1960/61 an der entsprechenden Hochschule inskribiert sind. Ausnahmeweise können sie durch Altakademiker verstärkt werden, doch dürfen die Verstärkungen ein Drittel der Sänger nicht übersteigen.

Alle Hochschulgruppen sind zur Teilnahme freundlichst eingeladen und werden ersucht, bis zum 25. November diese zu melden.

Über etwaige ungeklärte Fragen gibt das Sekretariat Auskunft.